

finden. Auch das individuellste und persönlichste Geistesleben, gerade in seinen höchsten und erhabensten Formen, ist geknüpft an gewisse äußere, soziale und sogar auch politische und wirtschaftliche Errungenschaften und Fortschritte. Wenn auch gegen nationalistische und absolutistische Ausschreitungen des Staatslebens Einwendungen erhoben werden können, so darf man doch nicht vergessen, daß die kunstvollen und fein organisierten Gebilde, die diese Staaten darstellen, nicht nur in sich wertvoll und großartig sind, sondern auch Bedingungen für wirklichen, auch innerlichen und seelischen Fortschritt, Bedingungen für die Höchstentfaltung des Geisteslebens bilden. Und wie peinlich sich auch manche moderne Menschen von dem Kirchenrecht, von dem äußerlich anmutenden, starren System der kirchlichen Rubriken und Prälaturen berührt fühlen, sie dürfen nicht übersehen, daß gerade diese Kirche, so wie sie ist, ein von Sicherheit und Gesundheit erfüllter Raum ist, in dem ein sprudelndes und überquellendes religiöses Innenleben möglich wird, und daß diese Kirche mit ihrer felsigen Starrheit dieses Innenleben vor Formlosigkeit und Zuchtlosigkeit bewahrt. Die Kirche und ihre höchstorganisierten Orden der Gegenwart enthalten tatsächlich auch heute noch Quellen und Ströme einer überreichen, tiefen und lauteren Innerlichkeit, die freilich im Verborgenen quillt und nicht ohne weiteres gemessen werden kann, die auch nicht im Rundfunk, in der Presse und im Film erfaßbar ist, die wohl auch andere Formen und Ausdrucksweisen hat, als sie dem mittelalterlichen Menschen Franziskus in seinen italienischen Bergsiedeleien möglich waren, die aber doch von gleicher Kraft und Glut ist.

Freilich untersteht sie auch den gleichen Gesetzen einer innern und äußern Tragik. Es bleiben hienieden und für alle Zeiten unlösbare Spannungen zwischen Innenwelt und Außenwelt, zwischen Geist und Körper, zwischen Einzelmensch und Gesellschaft, zwischen Wollen und Tun, zwischen Gedanken und Wirklichkeit. Und es sind gerade die großen Menschen, die genialen, die schöpferischen und heiligen Menschen, die am meisten darunter leiden. Jeder Mensch, der die Stigmata Jesu Christi an seiner Seele trägt, bekommt auch wunde Hände und wunde Füße, wenn er irdischen Boden betreten und irdische Dinge anrühren muß.

## Auf dem heiligen Berge Athos

Von Dr. P. Chrysostomus Baur O. S. B.

**E**s war keine leichte Sache gewesen, auf den Athos zu kommen. Eine Empfehlung des ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel und die Erlaubnis des griechischen Ministeriums des Äußern in Athen genügten nicht. Auch die Provinzbehörde von Makedonien sowie die Polizei von Saloniki mußten ihren Segen dazu geben. Und dann war noch die Kontrolle von drei weiteren Polizeistationen zu passieren: eine auf dem Schiff, eine in Daphne, dem Landungshafen des Athos, und eine in Kariä, der „Landeshauptstadt“ und Regierungszentrale des heiligen Berges. Jetzt erst durfte ich der Heiligen Koinotes der Athosmönche zu Kariä die Bitte

um die „Aufenthaltsbewilligung“ (Diamonitirion) vortragen. Es war die achte und letzte Instanz.

Dieses Übermaß von Bürokratismus und Polizeikontrolle verdirbt leider im vorhinein den zarten Hauch von Poesie, der den heiligen Berg umschwebt. Die moderne Überkultur in ihrer bürokratisch-polizeilichen Entartung greift da mit trivialer Hand ein in die reine Gestalt eines ehrwürdigen Heiligtums, dem man zu gerne seinen unverfälschten Charakter als letztes lebendiges Stück Mittelalter in Europa erhalten sehen möchte.

Doch gelten merkwürdigerweise diese rigorosen Vorschriften nur für Ausländer. Die Griechen selbst kommen ohne Zeremonien auf den Athos, gleichviel, welchem Moralbekenntnis einer angehören mag. Die griechische Regierung meint offenbar aus reinem Patriotismus, daß nur Fremde den Griechen und dem Athos gefährlich werden können. Als man mir auf der Fahrt nach Saloniki in Theben die Brieftasche stahl — der alte Epaminondas möge den Missetäter im Hades zur Rechenschaft ziehen! — da fand ich, daß es auch umgekehrt gehen könne.

Immerhin, es war zuletzt doch glückliche Tatsache geworden: Ich stand zum ersten Mal in meinem Leben auf dem Boden des „heiligen Berges“, der im Herzen eines jeden frommen Orthodoxen das Gefühl heiliger Ehrfurcht, heiliger Freude und heiliger Sehnsucht weckt. „Nur zwei Orte möchte ich in meinem Leben noch sehen dürfen“, sagte mir ein braver, liebenswürdiger Mönch auf Patmos: „Jerusalem und den heiligen Berg Athos!“

Anstrengend ist aber die Fahrt und nicht immer einfach. Der kleine griechische Dampfer, der am Abend von Saloniki wegging, fuhr in der Nacht mitten im Meer plötzlich auf eine Sandbank! Ein Glück, daß Windstille herrschte und die Sterne friedlich und freundlich auf uns herabschauten. Es gelang nach einiger Zeit wieder loszukommen, und nie werde ich den Augenblick vergessen, da ich gegen 5 Uhr früh auf Deck trat und bereits den Athos auf dem Hintergrund eines purpur schimmernden Morgenrotes fast 2000 m hoch aus dem Meere emporragen sah<sup>1</sup>.

Eisenbahnen, Autos oder sonstige Vehikel gibt es auf dem Athos nicht; es fehlen die Straßen dazu. Nur schmale Fußwege führen durch das hügelige, waldige, schluchten- und klüftereiche Gelände. Esel, Mulos oder Pferde sind die einzigen Transportmittel, deren man sich zur Weiterbeförderung von Gepäck und Mensch bedienen kann. Am zahlreichsten ist der Mulo, zu deutsch Maulesel, zu finden. Ich miete mir einen in Daphne, und gleich geht es bergan nach „Kariä“, der Regierungszentrale des Athos. Mein Mulo trägt das Gepäck und mich. Der steile Aufstieg macht ihm sichtlich Mühe. Das Gepäck allein ist schwer genug, denke ich mitleidgerührt und steige ab. Aber siehe da, bis ich mich wieder umsehe, sitzt auch schon mein junger Treiber auf dem Mulo und lacht frech herunter, wie ich ihm bedeute, so sei es nicht gemeint gewesen! — Nach zweistündigem Ritt und Marsch durch heiße Augustsonne und kühlenden

---

<sup>1</sup> Der „Athos“ ist eine Landzunge, die etwa 42 km weit ins Meer hineinragt und gegen 5—7 km breit ist. Am südlichen Ende erhebt sich der Berg, der der ganzen Halbinsel den Namen gab.

Waldschatten taucht das malerisch gelegene Kariä auf mit all seinen Kirchen, Kirchlein und Klostersiedlungen, unter denen die zahlreichen Kuppeln der russischen „Skiti“ sich besonders reizvoll abheben. Unten im Hintergrund liegt träge und ruhig der blaue Meeresspiegel, am Horizont begrenzt durch die Umrisse der Insel Thasos, deren Wein bei den alten Byzantinern als der beste galt.

Nachdem auch die Kariäpolizei meine Ungefährlichkeit eingesehen und bestätigt hat, eile ich dem Sitzungssaal der „Heiligen Koinotes“ zu. Gottlob, die Sitzung ist noch nicht beendet. Ich kann gerade noch ankommen, sonst hätte ich einen ganzen Tag hier warten müssen. Ich präsentiere meine verschiedenen Empfehlungsschreiben vom Patriarchen und dem orthodoxen Erzbischof von Athen. Das macht einen guten Eindruck auf die braven Mönche, wohl mehr als mein Benediktinerhabit es vermochte. Einer der Mönche liest die Empfehlungsschreiben vor, indes der Protopistat feierlich, den Stab seiner Würde in der Hand, auf dem Thron sitzt. Nachdem alle zugestimmt, stellt ein junger Mönch als Sekretär das Diamonitirion aus. Zuvor aber bringt ein Diener Wasser und Glyko (das sind stark gezuckerte eingemachte Früchte, die nach griechischem Zeremoniell genommen werden), zuletzt noch ein Täßchen türkischen Kaffee. Man fängt an, sich als besserer Gast zu fühlen, zumal da am Ende der Sekretär das Diamonitirion überreicht, auf dem das große Siegel des Athos prangt! Das bekommen nicht alle. Die „einfachen“ Leute müssen sich mit dem kleinen Siegel begnügen. Das große aber ist aus vier Teilen zusammengesetzt, deren jeder einem Mönch in Obhut gegeben ist. Es bedeutet, daß man in den Athosklöstern sozusagen als besserer Guest der besondern Fürsorge der Mönche empfohlen sei. In meiner Freude darüber fühlte ich mich schon halb und halb als zum Athos gehörig.

Der Text des „Diamonitirion“ aber besagte, daß ich alle Klöster des Athos besuchen dürfe, und daß alle Brüder mir bei meinen wissenschaftlichen Studien jede Erleichterung zuteil werden lassen möchten.

Die letztere Empfehlung war mir besonders wertvoll. Der Hauptzweck meiner Athosreise war ja, griechische Handschriften zu photographieren, insbesondere jene noch ungedruckten Homilien, die — wenn auch meist zu Unrecht — unter dem Namen des hl. Joh. Chrysostomus stehen. Auch von einigen Universitätsprofessoren hatte ich photographische Aufträge und Wünsche mitbekommen. Man hatte mir aber wiederholt und von verschiedener Seite prophezeit, daß es mit dem Photographieren nichts werden würde. Die Athosmönche seien, durch unangenehme Erfahrungen gewitzigt, Fremden gegenüber sehr mißtrauisch und mit ihren literarischen Schätzen zurückhaltend geworden.

In der alten, bilderreichen Kirche des Protaton zu Kariä traf ich einen freundlichen Mönch gerade damit beschäftigt, die vielen Öllämpchen vor dem Altar zu füllen. Das war der Ekklesiarch, d. i. ein Mittelding zwischen Sakristan und Kirchenrektor. Er hatte viele Jahre in Amerika zugebracht und lebte nun als glücklicher und zufriedener Mönch auf dem Athos. Er sprach sehr gut englisch. Zu längeren Kunststudien fehlte mir aber im Augenblick die Zeit, die Lust und noch einiges andere. Dafür meldete

sich deutlich ein großer Appetit. Auf der Suche nach dem „Restaurant“ werde ich plötzlich von rückwärts in tadellosem Deutsch angerufen. Überrascht drehe ich mich um und sehe eine ziemlich originelle Mönchsfigur vor mir, mit hagerem, markantem Gesicht, von wirr herabfallenden Haarsträhnen umrahmt, in einen langen abgetragenen Mantel gehüllt, der innen mit Schafpelz gefüttert war, was bei der großen Augusthitze sehr angenehm sein mußte, die Füße mit Lumpen statt mit Schuhen umhüllt. Er sei Balte, erzählte er mir, also Deutschrusse, lebe schon seit dreizehn Jahren auf dem Athos, ohne festen Wohnsitz, und sei eigentlich verheiratet, aber seine Frau wisse nicht, daß er hier sei. Im übrigen lebe er von den Almosen der Brüder. Es gebe deren zwei Sorten: die guten seien Engel, die gerne ihr Brot mit ihm teilen; die schlechten jagten ihn von der Türe.

Das war meine erste Begegnung; merkwürdigerweise war es auch meine letzte. Denn gerade am letzten Tage traf ich den Mann nochmals; doch trug er da keinen Pelzmantel mehr, dafür aber fünf schwere eiserne Kreuze, drei auf der Brust und zwei auf dem Rücken, dazu einen eisernen Ring, der für den Kopf bestimmt war.

Das Mittagessen kostete nur 14 Drachmen. Dann wurde der Esel wieder bestiegen und weiter ging es nach Vatopedi, dem größten Kloster, das auch die zahlreichsten Handschriften besitzt. Zwei einhalb Stunden dauert der Ritt. Kurz vor Vatopedi holen wir einen griechischsprechenden Wandermönch ein. Er geht barfuß und ohne Kopfbedeckung. Eine Art Rupfensack bildet sein Unterkleid; darüber das schwarze Rason (Mantel), zerschlissen und vielfach geflickt. Ein knorriger Waldstock vollendet das Bild. Er wolle nach Vatopedi, sagte er, und gehöre zu dem Kavokalybia-kloster. Seine jetzige Heimat aber sei die Straße, denn in der Apokalypse stehe von ihm geschrieben, daß er wandern müsse. Ich fragte ihn, ob ihm dieses Wanderleben gefalle. Ein lebhaftes „Nein, nein“ war die Antwort, aber es stehe so in der Apokalypse. Ich begann Mitleid mit dem armen Mönch zu empfinden, der offenbar an Wahnvorstellungen litt, aber sonst einen sympathischen Eindruck machte. Ein Ausdruck ungekünstelter Frömmigkeit lag auf seinem Gesicht. Ich habe ihn nie mehr gesehen.

Der freundliche Leser möge nun aber ja nicht glauben, daß auf dem Athos lauter Originale herumlaufen. Es war reiner Zufall, daß mir gleich am ersten Tage diese beiden begegneten, und ich bewundere sogar die Weitherzigkeit der Athos-Väter, die auch solcher Eigenart auf dem Athos Platz vergönnen.

Vatopedi, wohl das größte und relativ modernste Athoskloster, am Ufer des Meeres gelegen, zählt ungefähr 90 Mönche und wird von einem Ausschuß von 15 Vorstehern geleitet, deren ältester den Vorsitz führt und die Stelle eines Abtes vertritt. Das ist die mehr demokratische Verfassung der sog. idiorhythmischen Klöster, in denen die Mönche, wie der sinnreiche Ausdruck heißt, „nach eigenem Rhythmus“ leben. Es gibt deren neun, während elf andere Klöster die alte koinobitische Lebensform beibehalten haben. Die idiorhythmischen Mönche wohnen zwar unter demselben sehr ausgedehnten Dach, und jeder bekommt von den Epitropen

seine Arbeit zugewiesen; sonst aber lebt, kocht und isst jeder für sich. Nur in der Kirche kommen sie zusammen.

Die Nachtfahrt auf den Athos mit dem fast fünfstündigen ungewohnten Ritt in der griechischen Augusthitze hatte mich außerordentlich müde und hungrig gemacht. Aber erst um  $\frac{1}{2}9$  Uhr begann das Abendessen, zu dem sich noch allerlei andere Fremde im Gastrefektorium einfanden. Es gab als ersten Gang Tomaten mit Zwiebel und etwas gehacktem Grün, zum zweiten Gang Bohnen und als Zugabe eine runde gebackene Fruchtschnitte, die ziemlich fremd anmutete, dazu ein Glas Wein. Endlich kann ich mich zur Ruhe legen. Aber, o weh, das „Bett“ ist steinhart, und man bekommt Kreuzschmerzen davon. Es braucht viele Nächte, bis man sich halbwegs an diese Art von Liegestätte gewöhnt hat. Am andern Tag ist Sonntag, der 14. August. Ich gehe in der Frühe in die Kirche, um der Liturgie beizuwohnen. Da glänzt alles von goldenen und silbernen Ikonen, Male-reien und Kronleuchtern. Den Wänden der Kirche entlang laufen die Chor-stühle, auch im Narthex und Atrium. Jeder stellt sich hin, wo gerade Platz ist, Mönche und Weltleute durcheinander. Ich bin der einzige „La-teiner“. Nach dem Gottesdienst hält der Proëdros Empfang im Salon. Man reicht Glyko und schwarzen Kaffee; dann geht man ins Rauchzimmer, um noch eine Zigarette zu rauchen.

Ich erkläre den Mönchen den Zweck meiner Reise, so gut ich es vermag. Einer verfügt über ein besonders heiteres Gemüt. Mein Neugriechisch findet er sehr unterhaltlich, und als ich ihm vormachte, wie wir in der Schule die Aussprache des Altgriechischen gelernt hatten, konnte er sich vor Lachen kaum halten. Es war eigentlich ganz gemütlich. Weniger gemütlich fand ich es in meiner Lage, daß in der kommenden Nacht sog. Agrypnie gehalten werden sollte, d. h. daß die Mönche die ganze Nacht in der Kirche singend und betend zubringen wollten, weil am nächsten Tag das Fest Mariä Himmelfahrt gefeiert werde. Natürlich sei ich freundlich dazu eingeladen. Ich begann allmählich eine sehr hohe Vorstellung von der Aszese der Athosmönche zu bekommen.

Zu Mittag wieder: erstens Bohnen, zweitens Tomaten. Abends Tomaten und Bohnen. Gegen 9 Uhr abends gehen wir in die Kirche, wo der Gottes-dienst bereits begonnen hat. Gegen  $\frac{1}{2}12$  Uhr tritt eine kleine Pause ein. Wenige Mönche bleiben im Chor und beten weiter, während sich das Gros im Salon versammelt, wo wiederum Glyko und Nero (Kaffee), dann Ziga-retten serviert werden. Nach diesem kleinen Zugeständnis an die mensch-liche Bedürftigkeit gehen die Mönche wieder in die Kirche. Ich für meinen Teil erklärte aber, daß ich zu müde sei, um noch weiter beten zu können, und versuchte zu schlafen, soweit es die Härte des Lagers gestattete. Erst in der Frühe gegen  $\frac{1}{2}7$  Uhr begann die eigentliche Liturgie, bei der sich wieder alle zusammenfanden. Gegen 8 oder  $\frac{1}{2}9$  Uhr war alles vorüber. Es folgt das Frühstück: Glyko mit Nero und Zigaretten; dann durfte sich jeder schlafen legen.

Wenn Fremde in den Athosbibliotheken arbeiten dürfen, so besteht die strenge Vorschrift, daß sie dies nur unter steter Aufsicht tun. Das hat Vorteile und Nachteile. Man hat stets jemand zur Seite, der einem die

gewünschten Handschriften zur Stelle schafft, und ist gleichzeitig über jeden Verdacht erhaben, eine Handschrift beschädigt oder ihre Rückgabe vergessen zu haben. Anderseits muß der Bibliothekar unter Umständen sehr viel Zeit opfern, die er lieber für etwas anderes verwendete. Früher, in der patriarchalischen Zeit, war das anders. Da schenkte man jedem Vertrauen, und das wurde leider schwer mißbraucht. So ging es wie immer: die Unschuldigen müssen für die Schuldigen büßen. Man muß aber sagen, daß nicht jeder Bibliothekar seine Aufsicht zu einer Buße für den Fremden macht. Der Bibliothekar Pankratios von Vatopedi zum Beispiel zeigte sich als ein wahres Vorbild von Liebenswürdigkeit, Geduld und Hilfsbereitschaft. Er hat acht Tage lang täglich etwa fünf Stunden an meiner Seite ausgehalten und stets mit größter Bereitwilligkeit mir die Handschriften gebracht, die ich gerade wünschte. Anderswo kann man natürlich auch erleben, daß der etwas nervöse Bibliothekar schon nach der zweiten Stunde fragt, ob man denn nicht bald fertig sei, er habe auch noch anderes zu tun; oder es kann vorkommen, daß ein Bibliothekar nach dem ersten Kodex fortgeht und erklärt, den nächsten bringe er morgen. Überhaupt ist „avrio“, d. h. morgen, eine Antwort, die mehr als einmal die Nerven eines eiligen Europäers in höchste Spannung versetzen kann. Ich muß aber zur Ehre der Bibliothekare hinzufügen, daß ich nirgends bösen Willen gefunden habe und tatsächlich fast mein ganzes Pensum erledigen konnte.

Nur an eines denke ich noch mit gelindem Schrecken zurück: an den Küchenzettel. Die Athosklöster werden jährlich besonders in der guten Jahreszeit von Hunderten von Fremden und noch mehr Einheimischen besucht; in Vatopedi gab man mir die Zahl der durchgehenden Gäste auf annähernd 2000 an. Das bedeutet natürlich für die einzelnen Klöster eine schwere wirtschaftliche Belastung, die um so lebhafter empfunden wird, als die Freimaurerregierung des Venizelos unter dem Vorwande der Flüchtlingsfürsorge den Athosmönchen ihre gesamten Besitzungen auf dem griechischen Festlande weggenommen und durch mehr oder weniger wertlose Staatspapiere ersetzt hat. So ist es klar, daß die Athosklöster kein Interesse daran haben, noch mehr Gäste durch lukullische Mahlzeiten anzulocken. Außerdem hatte ich entschieden Pech: Meine ersten Tage in Vatopedi fielen gerade in den Schluß der vierzehntägigen Fastenzeit vor Mariä Himmelfahrt. Da bilden Bohnen und Tomaten so ziemlich die Generallinie, auf der sich die Speisekarte auf dem Athos bewegt. Als ich aber in das nächste Kloster kam, da hieß es wieder, wir haben jetzt Fastenzeit, weil bald Mariä Himmelfahrt ist. Vatopedi ist nämlich das einzige Athoskloster, das den Gregorianischen Kalender angenommen hat. Alle andern Klöster halten am alten Julianischen Kalender fest. So kann der Fremdling nicht bloß die Feste, sondern auch die Fastenzeiten zweimal feiern. Ich für meinen Teil muß bekennen, daß ich zu Ehren der lieben Mutter Gottes noch nie so anhaltend und gründlich gefastet habe wie auf dem Athos.

Man darf aber ja nicht meinen, daß die Mönche es im allgemeinen besser hätten. Ich sah in der großen Laura, wie sie am Morgen ihre Tagesration in ihre Schüsselchen faßten. Das war etwas Schafkäse, der mir heute noch ein leichtes Gruseln verursacht; denn er besteht zum mindesten aus 50 %

Salz; dazu erhielten sie etwas Reis oder Bohnen und Brot. Das war die ganze Herrlichkeit. In dem koinobitischen Kloster Dionysiu machte ich sogar ein Festessen mit am Tage des hl. Johannes Baptista, das am Schluß einer Agrypnie gegen 9 Uhr vormittags gehalten wurde. Sein kostbarster Bestandteil war ein mageres Aalschwänzchen, das einer Konservenbüchse entnommen war. Also um irdischer Wonnen willen braucht niemand auf den Athos zu gehen.

Im ganzen habe ich von den zwanzig großen Athosklöstern zwölf gesehen und besucht. Über jedes einzelne Kloster zu berichten, die Schönheit der Landschaft und der Fahrten von Kloster zu Kloster zu schildern, verbietet mir leider die Kürze eines Aufsatzes. Ich kann dem wissensdurstigen Leser dafür Franz Spunda empfehlen, der ein höchst poetisch gehaltenes Buch über den Athos geschrieben hat (Leipzig 1928, Insel-Verlag). Auch die innere Verfassung der Athosklöster verdiente eine eingehendere Darstellung. Es ist hier leider nicht möglich.

Besonders gespannt war ich darauf gewesen, wie ich wohl als Lateiner, Katholik und Benediktiner von den Mönchen aufgenommen würde. Auch in dieser Hinsicht kann ich der Höflichkeit und Zurückhaltung der Athosmönche nur Lob spenden. Eine unfreundliche Haltung fand ich nur bei einem einzigen Protopitopen. Als ich mich aber bei einem seiner Mönche erkundigte, ob er die Lateiner nicht möge, ward mir zur Antwort: „Nein, nein, er ist gegen alle so.“ Um so liebenswürdiger zeigte sich der Higumen von K., der wirklich den Eindruck eines heiligmäßigen Mannes machte. Es hat mir geradezu leid getan, als er sanft abwinkte, da ich sagte, wir seien ja eigentlich Brüder. Nein, meinte er, es stünde leider eine Kluft zwischen uns, da wir das „Filioque“ und andere religiöse Irrtümer bei uns angenommen hätten. Das alles ließe eine brüderliche Einigung nicht zu.

Damit hatte der Higumen eine Frage berührt, die bei den Athosmönchen eine außerordentlich große Rolle spielt. Ich habe im ganzen Orient und besonders auf dem Athos keinen einzigen Priester oder Mönch gefunden, der nicht mit heißem Verlangen die Union zwischen Orient und Okzident herbeisehnte. Nur liegt die Tragik darin, daß sie alle meinen, die „Lateiner“ müßten zu ihnen kommen und nicht sie zu den Lateinern. Die alten Streitschriften zwischen Griechen und Lateinern finden sich natürlich vielfach in den Athosbibliotheken vor und werden auch von den Mönchen gelesen. So trifft man nicht selten noch auf Vorstellungen, die man längst vergessen und begraben glaubte. Gebildete Mönche sehen die Hauptschwierigkeit im „Filioque“; wer aber mehr an Äußerlichkeiten hängt, hält uns die Gregorianische Kalenderreform entgegen, oder daß man die Kinder bei der Taufe nicht untertauche, oder daß die lateinischen Priester keinen Bart trügen, und ähnliches. Ja einer der Mönche erklärte mir, schon das allein sei ein Beweis für die Unrichtigkeit des lateinischen Standpunktes, daß das Weihwasser, das der Papst oder die lateinischen Priester weißen, nach einiger Zeit zu riechen beginne, während das heilige Wasser in den griechischen Kirchen auch nach Jahren der Aufbewahrung noch vollkommen frisch bleibe. Die Grundstimmung der überwiegenden Mehrzahl ist eine

gelegentlich wenig zurückhaltende Animosität gegen den Primat des Papstes.

Am häufigsten wurde mir zu meinem Erstaunen die Bartfrage entgegen gehalten. Der liebe Gott läßt dem Mann den Bart wachsen; darum soll man ihn nicht wegrasieren. Natürlich verteidigte ich mich, so gut ich konnte. Als zuletzt ein hochbetagter Higumen im Kreise seiner Mönche wiederum auf den Bart zu sprechen kam, da erwiderte ich: „Ehrwürdiger Higumen! Das verhält sich so: der liebe Gott erschafft die Kinder ohne Bart, und der göttliche Heiland hat gesagt, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“ So fand die Bartdiskussion auf dem Athos wenigstens ein heiteres Ende.

Die neue Zeit schlägt auch auf den Athos ihre Wellen. Seit einigen Jahren besteht in Kariä eine Schule, in die jedes Kloster wenigstens zwei junge Mönche senden soll. Dort lernen sie das, was ungefähr unserem Gymnasium entspricht, und scheinen auch einen etwas weiteren Horizont zu bekommen. Wenigstens war ich erstaunt und erfreut zugleich, als mir einer dieser jungen Mönche sagte, heutzutage dürfen wir nicht bloß beten, als ob wir allein auf der Welt wären, wir müssen auch arbeiten und an den großen Aufgaben der Kirche tätigen Anteil nehmen. Ja, meinte er, in unserer Zeit wäre angesichts der großen bolschewistischen Weltgefahr nichts notwendiger, als daß Orient und Okzident sich wieder vereinten zur besseren Abwehr des gemeinsamen Feindes.

Der Bildungsstand ist natürlich unter den etwa 5000 Mönchen des Athos ganz verschieden. Es gibt solche, die nie eine Schule besucht haben und weder lesen noch schreiben können. Es gibt aber auch einige wirklich gebildete und gelehrte Mönche, die früher an einer Akademie oder Universität studiert haben. Mehrere traf ich, die zuerst jahrelang in Amerika waren und dort das Leben in all seinen Formen kennen lernten. Bei ihnen wunderte ich mich am meisten, daß sie es in der Ruhe und Einsamkeit des Athos aushalten. Einer gestand mir sogar, daß er früher gar nicht sonderlich fromm gewesen sei, jetzt aber sich auf dem Athos ganz wohl fühle.

Natürlich kann man auch Dinge bemerken, an denen man Kritik üben könnte. Die schärfste Kritik habe ich von den Mönchen selbst gehört. Ein Zeichen, daß sie durchaus nicht blind und voreingenommen sind. In griechischen Laienkreisen ist man gerne geneigt, den Athos als eine überlebte Sache zu betrachten. Das ist natürlich zumeist ein Echo jener antikirchlichen Logenblätter, die in Griechenland leider zu zahlreich sind und zu stark das öffentliche Denken beeinflussen. Aber selbst wenn der Athos nichts anderes wäre als eine ehrwürdige religiöse Reliquie des Altertums, so verdiente er schon deswegen allein erhalten zu werden, zumal im Zeitalter des geschichtlichen und archäologischen Interesses. Die Athosmönche haben zum Glück noch größere Verdienste. Sie haben aus dem Athos vielfach ein fruchtbare Land gemacht. Sie haben mit den andern Mönchen der griechischen Kirche unschätzbare Dienste geleistet auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei und Architektur. Den griechischen Mönchen verdankt die christliche Welt fast die gesamte Masse der alten Handschriften, die nicht bloß auf dem Athos, sondern in ganz Europa zerstreut liegen, und die uns

die prachtvolle Geisteswelt der Glanzperiode des griechischen Ostens erhalten haben.

Wenn also heute noch Griechen und Orientalen ihr Glück und ihren Frieden darin suchen und finden, daß sie als Mönche auf dem Athos leben wollen, im Namen welchen Prinzips kann und will man sie daran hindern, zumal in der jetzigen Zeit, die soviel von Gewissensfreiheit und Demokratie redet? Es ist gerade ein Jahrtausend, daß der Athos von den ersten Mönchen besiedelt wurde. Viele wechselvolle Schicksale und harte Prüfungszeiten sind über die Klöster des Athos hinweggegangen. Mit der ihnen eigenen Ausdauer haben sie alle Stürme überstanden. Ich wünsche von Herzen, daß sie ein weiteres Jahrtausend in Ruhe und Frieden auf dem „Heiligen Berge“ leben dürfen, und habe nur das eine innige Verlangen, es möchte bald die Zeit kommen, wo wir uns ohne Trennung und Vorbehalt als Brüder im einen Glauben und in der einen Liebe Christi die Hand reichen dürfen.

## Mittelpunkte

Von Stanislaus von Dunin Borkowski S. J.

**Z**eiten, in denen man nach dem Wesentlichen fahndet, Einzelheiten zu Einheiten zusammenfaßt, Ganzheiten entdecken und klar ausprägen will, suchen notwendig und naturgemäß nach Mittelpunkten, denen in den mannigfachen Gruppen der Gegenstände jene Einheits- und Ganzheitsbewegungen zustreben, aus denen deutlich umgrenzte Wesenheitseinsichten hervorgehen. Im 16. und 17. Jahrhundert z. B. war die „Weltharmonie“, die „Verkettung“ aller Dinge im Kosmos, so ein umworbener Mittelpunkt. In Platons Kreisen der „Eros“. Nahe an unseren Tagen Begriff und Machtwort „Entwicklung“, auf dem Felde der Methode der „Vergleich“. Im 18. Jahrhundert herrschte das aufklärerische „Weiß in Weiß“, das Prinzip der „Vereinfachung“.

Manchmal, so in unserer Zeit, drängen die Wesenheits-, Einheits-, Ganzheitsstrebungen zum Suchen und Aufdecken von wirklich sachlichen und wissenschaftlich begründeten Mittelpunkten; in andern Perioden, die im Zeichen eines unmethodischen Denkens standen, zimmerte man sich aus bloßen und blassen Gedankeningen einen Mittelpunkt zurecht, einen willkürlich geschichtlichen, gesellschaftlichen, religiösen, und ließ daraus, laienhaft-oberflächlich, Einheits- und Ganzheitsgebilde ausstrahlen, die in ihrer gehaltlosen Mache einen innern Gehalt vortäuschten. Das 18. Jahrhundert war besonders reich an solchen Mätzchen.

Alle diese Schöpfungen von Mittelpunkten sind ungemein lehrreich in ihrem architektonischen Schönmaß und in ihrer fast unabweisbaren Ausartung und Übertreibung. Vielleicht lassen sich Gesetze von allgemeiner Bedeutung aus solchen Einzelfällen ableiten. Beispiele sollen uns zu Schlüssen oder doch Vermutungen voranhelpfen. Dann wird es sich herausstellen, ob diese aufnehmenden und ausgebenden Mittelpunkte nur von methodischem Wert sind, um Zusammenfassungen, Übersichten zu erleichtern.